

Nichts wie raus aus dem Naturzustand

Interkulturelle Toleranz blieb die Ausnahme: Oliver Eberl kritisiert eine Denktradition, in der die „Barbarei“ als Gegenteil moderner Zivilisation in Stellung gebracht wird.

Was ist Barbarei? Immanuel Kant bestimmte sie als „Gewalt, ohne Freiheit und Gesetz“. Das war abstrakt gesprochen und zielte auf die innere Verfassung der Staaten. Kant steht damit in einer langen Reihe politischer Philosophen, die ähnlich argumentierten. Bis heute brandmarkt das Wort kraftvoll geächtete Praktiken. Die Studie von Oliver Eberl legt ebenso klug wie nachdrücklich nahe, dass wir uns von dieser Rhetorik verabschieden sollten, da die zugrunde liegende Idee moralisch kontaminiert ist.

Eberl argumentiert präzise aus den Quellen. Sein Buch besticht durch Klarheit des Gedankengangs und Transparenz im Umgang mit der Ideengeschichte. Der Autor nimmt kein Blatt vor den Mund, wo es um die weitreichenden Konsequenzen seiner historischen Befunde für die Gegenwart geht. Denn Eberl zeigt auf, wie sich sowohl Begründung als auch Kritik staatlicher Ordnung an einer Vorstellung von Barbarei ausgerichtet haben, die kolonialistisch geprägt war und es bis heute geblieben ist.

Am einfachsten ist dies für die Klassiker des frühneuzeitlichen politischen Denkens nachzuweisen. Sie entwarfen in hochtönenden Worten und anschaulichen Bildern einen sogenannten „Naturzustand“. Man darf sich diesen Naturzustand nicht nur bei Hobbes als rechtlose Unordnung voller Gewalt und Furcht vorstellen. Das ist oft beschrieben und analysiert worden, ebenso wie seine Überwindung: „Staatsgründung als Zivilisationsgründung“ heißt die universelle Lösung. Sie holt die Menschen aus Not und Elend, Bürgerkrieg und Mangelwirtschaft ab.

Aber Hobbes schrieb dies nicht ohne Anschauung, und Eberl belegt, dass der Abstraktion von Naturzustand und Barbarei etwas zugrunde lag, das wir bisher übersehen und verdrängt haben: die interkulturelle Erfahrung der Entdeckung anderer Kontinente, Lebensweisen und Ordnungsvorstellungen. Aus Reiseberichten wurde ein Bild des „Anderen“ konstruiert, um das eigene politische Ordnungsmodell zu legitimieren. Dabei wurden andere Organisationsformen von Gesellschaft beinahe durchgängig abgewertet. Man hat ihnen ein Leben im Naturzustand angedichtet und sie an den Schreibtischen der politischen Philosophen geradezu niedergemacht.

Eine interkulturelle Toleranz wie bei Montaigne blieb die Ausnahme. Dieser hatte ganz besonnen geurteilt, die Reiseberichte über die Fremden seien voller Übertreibungen. Wenn man als Leser diese Ausmalungen weglassen, zeige sich, dass „die Eingeborenen in deren Welt nichts Barbarisches oder Wildes an sich haben, oder doch nur insofern, als jeder das Barbarei nennt, was bei ihm unge-



Kampfbereit im Teutoburger Wald: Jeanne Goursaud als Thusnelda, Tochter des Cheruskerfürsten Segestes, in der Netflix-Serie „Barbaren“

Foto Picture Alliance

bräuchlich ist“. Auch Rousseau verzichtete darauf, außereuropäische Völker kolonialistisch zu bewerten; stattdessen entdeckte er deren Freiheiten.

„Falsch“, rief hier die Mehrzahl der politischen Philosophen und führte an: Die außereuropäischen Fremden sind zweifellos Wilde oder eben Barbaren, ihr Leben ist armselig, die Sozialbeziehungen sind skandalös, die Manieren primitiv. Ih-

war kein Missverständnis, sondern eine gezielte Verzerrung“, schreibt Eberl. Von den ethnographischen Berichten wanderte der Barbar in die politische Theorie – und blieb dort haften. Er illustriert die Vorzüge eines „Imperialismus der Staatlichkeit“ gegenüber einem sogenannten Naturzustand und schreibt letzteren als kolonial kontaminierten Topos fort. Gleich, ob Eigentums- oder Familienbeziehungen, die Fremden hatten es nicht, aber für jede Zivilisation war es unerlässlich. Eberl zeigt, wie der Barbarei-Begriff sich weder vom imperialen noch vom innenpolitischen Projekt der europäischen Mächte trennen lässt.

Zu Recht weist der Autor darauf hin, dass nicht nur eine große Bandbreite von Barbarei-Vorstellungen bestand, sondern der schon in der Antike beginnende Diskurs auch seinen Inhalt und seine politische Funktion im Laufe der Zeit änderte. Flexibilität und Stabilität gingen dabei Hand in Hand. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde der koloniale Barbarei-Begriff abgelöst. Der schottische Aufklärer Adam Ferguson sah in allen nichtstaatlichen Gesellschaften, einem Modell von Entwicklungsstufen folgend, Gesellschaften in ihrem Beginn. Er überlegte, ob die nackten Wilden vielleicht mehr als „Stutzer und Spieler“ wären, nämlich Menschen mit Talenten und Tugenden.

Immanuel Kant schrieb die Abwertung der Wilden einerseits fort, löste aber den Begriff von seinen konkreten

Bezügen. Eberl zufolge verwendete er gleichzeitig die Idee der Barbaren ebenso wie die Vorstellung des Naturzustands für eine Kritik „vordemokratischer Staatlichkeit“.

In dieser erschien auch das Handeln der europäischen Staaten der Gegenwart bisweilen „barbarisch“. Mit großer Differenziertheit behandelt Eberl zudem jene kantischen Vorurteile, die sich in dessen Rasse-Begriff niederschlugen.

Besonders interessant ist die souveräne Analyse von Denkern verschiedener wissenschaftlicher und politischer Herkunft des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie aktualisierten die Abwertung der Barbaren und projizierten den Begriff munter auf verschiedene Praktiken. Einleuchtend zeigt Eberl die praktischen Vorteile dieses stereotypen Einsatzes ebenso wie dessen analytische Schwächen: Auf den Topos der Barbarei konnten sich bürgerliche wie sozialistische Autoren verständigen, weil er ein Mindestnennner war. In seiner Offenheit konnte man mit ihm unterschiedliche Gegenbegriffe in Stellung bringen. Wo er aber zum Einsatz kam, versagte er typischerweise bei der analytischen Klärung. Zu Recht lässt sich fragen, was sichtbar wird, wenn man Naziverbrechen oder IS-Gräueltat als „Rückfall in die Barbarei“ etikettiert. Eberl zufolge würden so Motive und Mechanismen verunkelt.

An der Schwelle zur Gegenwart verachtet Eberl mit einem Lob. Adressat sind die Juristen und besonders das Völkerstrafrecht. Denn wo politische Philosophen ein schillerndes, allumfassendes Konzept verwendeten, differenziert neuerdings das Recht. Jene schwersten Menschheitsverbrechen, deren sich das Völkerstrafrecht angenommen hat, wurden nun tatbestandlich normiert und auf schlüssige Unterscheidungen heruntergebrochen. „Genozid“ und „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ sind eine produktive Übersetzung und ein Rechtsfortschritt vor den Erfahrungen „barbarischer Verbrechen“.

Die Kritik Eberls an der Fortschreibung des Barbaren-Diskurses ist weitgehend eine Ideengeschichte. Zugleich wird stets der historische Hintergrund in überzeugender Weise ausgebreitet. Umso schwerer wiegt Eberls Vorwurf, die Kennzeichnung der anderen als Barbaren habe geholfen, barbarische Gewalt zu legitimieren. Die „Zivilisation“ habe ihre eigenen Standards dort außer Kraft gesetzt, wo die Gegner als „Horden“ und „Barbaren“ stigmatisiert wurden.

Kind zweier Revolutionen

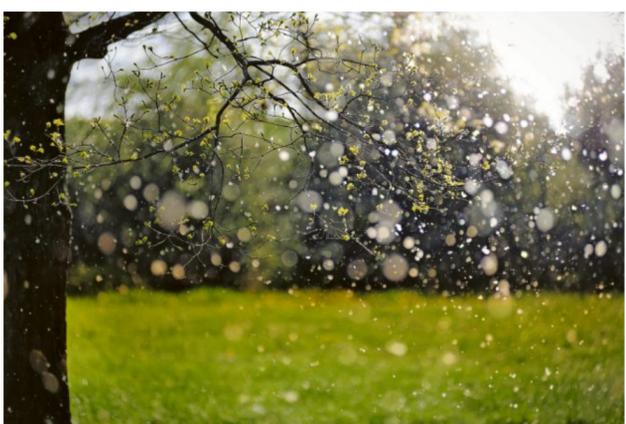
Ljuba Arnautović erzählt im faktenreichen und poetischen Roman „Junischnee“ die Geschichte ihrer Eltern

Das Leben von Nina und Karl Arnautović, den Eltern der Autorin, war von politischer Willkür bestimmt. Sie lernten sich in einem sibirischen Straflager kennen, und als Karl die junge Frau das erste Mal sah – sie brachte den Gefangenen das Essen –, erschien sie ihm wie ein Engel. Die Verlobung mit Nina, einer sowjetischen Staatsbürgerin, rettete Karl, ohne sie wäre er nach dem Ende seiner zehnjährigen Haft nicht entlassen worden. Auf ruhige, genaue und poetische Weise erzählt Ljuba Arnautović in „Junischnee“, dem zweiten Band einer geplanten Trilogie, ihre exemplarische Familiengeschichte weiter – und dringt damit bis ins Herz jener zerrissenen Zeit vor.

Schon der Anfang des Romans, eine Schilderung der Stadt Kursk, zieht den Leser in Bann. Ober- und Unterstadt sind strikt getrennt, aus der dörflichen Unterstadt mit ihren schiefen Häuschen ohne Strom und Kanalisation stammt Ninas Familie. Sehr liebevoll schildert die Autorin diese Welt ihrer Mutter. Als Teenager hatte sie sich zwar später bei der geliebten Babuschka stolz als „Fremde aus dem Westen“ präsentiert, an die Flussbiegung war sie allerdings allein gegangen, damit niemand ihre feuchten Augen sah. Der Geruch des Wassers in der Dämmerung wird sie ihr Leben lang begleiten.

Lange hatten diese Geschichten in ihr gearbeitet, erzählt die Autorin in einem Interview, ehe sie mit fast sechzig begann, sie aufzuschreiben. Der erste Band der Trilogie, „Im Verborgenen“, erschien 2018, er erzählt von der Wiener Groß-

mutter Eva, die eine stille Heldin war und während der Nazizeit in ihrer Wohnung jüdische Freunde versteckte. Als Jugendliche war sie Kommunistin und Mitglied des „Republikanischen Schutzbundes“, der paramilitärischen Organisation der Sozialdemokraten Österreichs, gewesen. Zu Beginn des Romans „Junischnee“ schickt sie ihre beiden Söhne in die Sowjetunion, sie selbst wird mehrfach verhaftet und gefoltert. Es wird mehr als zwanzig Jahre dauern, ehe sie zumindest ihren jüngeren Sohn Karl wieder sieht. Er kehrt 1956 nach Wien zurück, ein Mann



Nicht einmal das blieb im Krieg gleich: „Pappelschnee“ im Juni.

Foto Imago

mit hartem Blick, der das Lager überlebt, weil die Kriminellen ihn als einen der ihnen akzeptiert hatten. Seinen beiden Töchtern erzählt er später oft makabre Anekdoten aus der Lagerzeit, bei denen seine Stimme kaum merklich zittert.

Die Verhörprotokolle, die Arnautović zitiert, hat sie aus dem Russischen übersetzt. Als langjährige Mitarbeiterin des Dokumentationsarchivs für den österreichischen Widerstand kann sie Geheimdienstdokumente fachkundig einschätzen. Knapp und präzise schildert sie die politischen und historischen Zusammen-

hänge, und nebenbei erfährt man viel über den Alltag der sowjetischen Gesellschaft – über das Theken-Bestellsystem der Läden zum Beispiel, das vielen Straßenkindern zu überleben half.

Der geschmückte Sonderzug, mit dem die „Schutzbund-Kinder“ auf die Krim fahren und später das luxuriöse Kinderheim No. 6 in Moskau wirken wie künstliche Blasen, die mit dem realen Leben im Land wenig zu tun haben. Als Hitler die Sowjetunion überfällt, wird das Heim geschlossen, die liberalen Erzieher werden verhaftet. Karl, damals ein Halbwüchsiger, läuft weg, wird Straßenkind und landet bald in einer Erziehungsanstalt. Von dort aus schickt man ihn als Lehrling in eine Fabrik – die Wohn- und Arbeitsverhältnisse sind schrecklich. 1943, gerade volljährig geworden, beschuldigt man ihn antisowjetischer Propaganda. Die Gerichtsverhandlung endet mit einem erpressten Geständnis, den zitierten Verhörprotokollen sind die Qualen des Jungen abzulesen, besonders in der engen „Box“. Das Urteil lautet auf zehn Jahre Straflager. Dessen Insassen erzählen ihm später, dass die „Boxen“ für prominente Gefangene maßgefertigt worden seien und er, der klein und schwächling war, sicher in der von Jagoda Gussen habe, dem ehemaligen Chef des NKWD.

Die Eltern Nina und Karl stehen im Zentrum des Buches, und Arnautović erzählt einfühlsam und dokumentarisch genau, wie sie die wurden, als die sie 1956 in Wien ankamen. Wie kunstvoll dieser karge Erzählstil angelegt ist, zeigt sich an der gelungenen Balance zwischen

kühlen und emotionalen Passagen, die dann umso stärker wirken – Erinnerungen, Hoffnungen und Ängste der Personen entwickeln ein leuchtendes Eigenleben. Ninas Weg in die Geburtsklinik von Kursk ist solch eine einprägsame Szene: Sie quält sich mit ihrem Wehen von der Unter- in die Oberstadt, am ehemaligen Schlachtfeld vorbei, auf dem sie 1943 ihren Vater suchte. In jenem Juni war alles anders, sogar der Samenflaum, der „Pappelschnee“, fiel erst einen Monat später. Sie fand ihren Vater nicht unter den Hunderten von Toten, deren Gesichter sie noch immer verfolgen. In der Oberstadt wird sie mit Fahnen und Musik empfangen, man feiert den Jahrestag der Schlacht – für Nina eine Groteske.

Das Leben im Westen, um das sie in Kursk alle beneiden, fällt Nina und Karl schwer, und die wiedergefundene Familie macht es ihnen noch schwerer. Diese Kinder zweier Revolutionen, der Oktoberrevolution und des „Roten Wiens“ von 1934, wollen von Verurteilung und Lagerzeit nichts hören. „Warum sprichst du schlecht über die Sowjets?“ ist alles, was Karls Vater dazu sagt.

NICOLE HENNEBERG



Ljuba Arnautović: „Junischnee“. Roman. Zsolnay Verlag, Wien 2021. 192 S., geb., 22,- €.

Hate Speech in der Antike

Dennis Pausch über die hohe Kunst der Kränkung

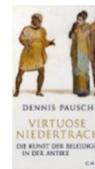
Ist dieses Buch aus der Zeit gefallen? Erst am Schluss spricht Dennis Pausch mögliche Irritationen an. In der Tat: Müssen Herabsetzung und Schmähung, auch und gerade wenn sie formvollendet vorgetragen werden, angesichts gewachsener Empfindlichkeit – bis hin zu Dauerbeleidigungsein von Angehörigen bestimmter Gruppen – heutzutage nicht überaus befremdlich, gar abstoßend erscheinen, zumal wenn sie körperliche Merkmale, sexuelle Vorlieben oder sozial niederen Status aus Korn nehmen? Doch als Vertreter einer historischen Literaturwissenschaft macht der Dresdner Latinist die Gegenwartsfixierung des Urteilens nicht mit: Sosehr die neue Sensibilität im Umgang auch zu begrüßen sei, bestehe doch die Gefahr, abweichende historische Stimmen hinter unseren aktuellen Normierungen verschwinden zu lassen.

Neben moralischer Verurteilung seien sehr wohl andere Perspektiven auf das Phänomen rauer Sprache denkbar und wurden in vergangenen Zeiten auch eingenommen. Verbale Provokationen und Tabubrüche konnten und können ein Motor sozialer Veränderungen sein oder als Symbole künstlerischer Freiheit bewundert werden. Gerade die in der Antike verbreitete Wahrnehmung von virtuos vorgetragener verbaler Gewalt als Ausdruck rhetorischer oder literarischer Kunst bietet ein interessantes Korrektiv zu einer undifferenziert negativen Sichtweise auf alle Erscheinungsformen dieser Art.

Aus einer Fülle lebendig aufgeblätterter Beispiele entwickelt der Autor die wesentlichen Merkmale, Topiken und Varianten des verletzenden Witzes bei den Römern. Da der scharfe persönliche Angriff, die Invektive, fixer Bestandteil der Rhetorikausbildung war (Pausch spricht von „Modul Mobbing“), bewegten sich zumindest auf dem literarischen Feld Beleidiger, Beleidigte und das Publikum auf gleicher Höhe. Unter Dichtern konnte die gepflegt-gepefferte Sottise gegen Kollegen gar Respekt und kommunikative Inklusion ausdrücken. Praktische Hinweise fehlen nicht: Die Attacke funktioniert am besten, wenn sie in eine Geschichte verpackt, aus einer lebendigen Situation heraus entwickelt ist.

Das Buch ist voller schöner Funde. So nannte Cato den glänzenden Fulvius Nobilior („in höherem Maße vornehm“) einmal Mobilior („wendiger“) – Älteren kommt da sofort Heribert Wehner in den Sinn, der einst den Abgeordneten Wohlrabe als Übelkrähe ansprach. Cato war wie

Dennis Pausch: „Virtuose Niedertracht“. Die Kunst der Beleidigung in der Antike. C. H. Beck Verlag, München 2021. 223 S., Abb., geb., 22,- €.



Cicero ein „Meister der hate speech“. Auch Plautus, Catull und Horaz, Juvenal, Persius und Martial gewinnen in gut gewählten und prägnant übersetzten Textproben Kontur. So kanzelte der Satiriker Juvenal die Koppelung von vorgetauschter Bildung und Sittenstrenge ab: „Welche Strafe ist nicht voll von streng blickenden Perversen? Geißelst du schändliches Verhalten, obwohl du unter den Sokratiker-schwucheln das bekannteste Loch bist?“

Naheliegenderweise konzentriert sich der Philologe auf literarisch gestaltete Bosheiten. Methodisch ist das eine sichere Sache, auch wenn die sozialen Kontexte vielleicht ein wenig mehr Licht vertragen hätten – die kleine Schwäche einer ansonsten überaus gelungenen Feldbegehung. Denn Ciceros Diktum, Römer hätten ein Faible für Schmähungen, trifft sicher zu, erklärt aber wenig. Früher meinte man, in den Beschimpfungs- und Ohrfeigenkaskaden in den Komödien des Plautus so etwas wie eine ‚typisch itali-sche‘ Lust am verletzenden Spott und lebendigen Streit erkennen zu können.

In öffentlichen Herabsetzungen lässt sich wohl auch eine Tradition des Anspruchs erkennen, Fehlverhalten Einzelner durch Praktiken wie „Katzenmusik“ oder „Verrufen“ zu rügen. Da physische Gewalt in Rom nicht tabuiert war, gab es überdies eine breite Grauzone zwischen verbalen und handgreiflichen Auseinandersetzungen – ein einschlägiges lateinisches Wort, „rixa“, kann beides bedeuten. Platon wollte Hassrede und Beleidigung aus seinem Idealstaat verbannen, weil er bis zum Bürgerkrieg gespaltene Städte in der griechischen Welt vor Augen hatte. Und Marcus Antonius ließ Cicero nicht nur ermorden, sondern dessen Kopf und Hände, mit denen der selbsternannte Retter der Republik ohne Geld oder Armee gegen den angeblichen neuen Tyrannen mobilisiert hatte, neben der Rednerbühne zur Schau stellen.

Erst die Monarchie brachte auch auf diesem Feld eine gewisse Befriedung, doch nicht ohne faden Beigeschmack: Kaiser und Elite schützten sich durch Zensur und Verbannung gegen Beleidigungen und Herabsetzungen; Spielräume gab es vor allem, wenn jemand bereit war, „sozusagen den Hofhund zu geben, der nur für die gute Sache zubeißt“. UWE WALTER